

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 19 (1939-1940)
Heft: 6

Rubrik: Kultur- und Zeitfragen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kultur- und Zeitfragen

Eine Rudolf von Tavel-Ehrung.

Hoch über dem Gürbetal, mit einem weiten Blick auf das Berner Mittelland und zu den Schneebergen, befindet sich auf dem Leuenberg ein prächtiger Aussichtspunkt. Er liegt im Gemeindebann Rüeggisberg, etwas oberhalb des Schlosses Rümli, und war ein von Rudolf von Tavel bevorzugter und immer wieder aufgesuchter Platz. Hier grüßt die Landschaft in wechselnden Lichtern versonnen und mit verhaltener Kraft herauf, die so häufig den Erzählungen des Dichters eine schimmernde Folie gibt, und hier ist am 16. Juli eine Rudolf von Tavel-Gedenkstätte der Öffentlichkeit übergeben worden.

Die Initiative ging von der Berner Freistudentenschaft aus, der ja das literarische und Vortragsleben der Bundesstadt vielfältig verpflichtet ist. Unter Leitung der Architekten Bühler und Ritter in Bern wurde die Aussichtswarte von einer einfachen Bruchsteinmauer umzogen und mit drei jungen Ahornbäumen bepflanzt. Auf der Bergseite der Anlage hat ein Findling seinen Platz gefunden, der aus dem Garten des Dichters an der Schoßhalde in Bern stammt und in den eine von Bildhauer Kunz entworfene Bronze-Plakette eingesetzt worden ist. Sie zeigt die gütigen und zart geprägten Züge des Kopfes des Dichters in Halbprofil und trägt die Inschrift: „1866—1934 Rudolf von Tavel“.

An der Einweihungsfeier, die des schlechten Wetters wegen in die Kirche von Thurnen drunten im Tal hatte verlegt werden müssen, sprach, neben dem Vertreter der Freistudentenschaft und dem Vertreter der Familie, Prof. Max Huber aus Zürich. Er wies in eindringlicher Würdigung darauf hin, wie stark ein schlichter, fester Glaube und eine verantwortungsbewußte Staatsgesinnung sich im Dichter- und Menschentum Rudolf von Tavels lebendig ausgewirkt haben — er gehört in die Reihe der großen Schweizer, die auch große Erzieher gewesen sind, und die wir besonders in Ehren halten wollen.

Wir ehren sie am besten und verständigsten, indem wir uns ihre Werke richtig zu eigen machen. Aber soll darüber hinaus etwas geschehen, so wird man die Ehrung, die Rudolf von Tavel hier erhalten hat, wahrhaft vorbildlich nennen können: sie hat etwas Schlichtes und zugleich Großes, wie der Mann, dem sie gilt. Und dem Wanderer, der nun auf dem Leuenberg halb zufällig auf das Bildnis des Dichters stößt, möge die Begegnung zum Ansporn werden, den Dichter auch in seinen Werken zu suchen.

Carl Günther.

Dr. Emanuel Friedli †, der Verfasser des „Bärndütsch“.

Im Herbst 1904 versandte der Verlag A. Franke in Bern Prospekt und Subskriptionseinladung zu einem groß angelegten volkskundlichen Werk: Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums von Emanuel Friedli, I. Band: Lüzelflüh. Der Prospekt war begleitet von ein paar Musterbogen der ersten Lieferung. Statt jeder längeren Empfehlung verwies der Verleger auf das Vorwort zum ersten Band. Schon die beigegebenen Illustrationen machten einem den Mund wässrig, und das Vorwort versprach dazu so Schönes, Neuartiges: Das ganze gegenwärtige Leben sollte dargestellt werden im Spiegel der Mundart. Ähnlich der Tiefseeforschung sollte an einem bestimmten, wohl ausgewählten Punkt vorgegangen, das bernische

Volkstum im Rahmen einer einzigen Gemeinde dargestellt werden. Bild und Zeichnung sollten den Text unterstützen.

Männiglich wunderte und freute sich über das Unternehmen. Aber wer war denn dieser Emanuel Friedli, dem man eine große und bedeutende Aufgabe übertragen hatte? Man erfuhr, es handle sich um einen ehemaligen Pfarrer, den man vorzeitig pensioniert habe. Er sei geschieden, es sei in der Familie nicht am besten gegangen. Ja und wissenschaftliche Eignung? Er habe am Zbiotikon in Zürich als Volontär Excerpte gemacht.

Man traute der Sache nur so halb. Da für sprach sicher, daß Dr. Otto von Greherz, bekannt als ausgezeichnete Kenner der Mundart und vortrefflicher Anreger, dem Werk zu Gevatter stand, daß die bernische Regierung eine Subvention bewilligt hatte und daß der Verlag Francke das Werk herausgab.

Das Interesse für Mundart und Volkskunde war wach seit dem Erscheinen des Schweizerischen Dialektwörterbuchs, des Zbiotikons; die vier bis damals gedruckten Bände hatten ungeahnten Reichtum zu Tage gefördert. Das Archiv für Volkskunde (seit 1897) tat sein Möglichstes, um der Volkskunde den ihr gebührenden Platz zu verschaffen. . . Was der Prospekt und das Vorwort zum „Bärndütsch“ versprochen, war zu verlockend: ich entschloß mich mit vielen andern, das Risiko zu übernehmen und zu subscribieren.

Auf Weihnacht 1904 erschien dann der mit Spannung erwartete Band Lüzelflüh, ein prächtiges, wohl ausgestattetes Buch von 660 Seiten.

Es war ein großer Wurf! Während alle bisherigen volkskundlichen Werke nur größere Gebiete behandelten und sich mit Sammeln und Katalogisieren von Sitten und Gebräuchen begnügten, erstand hier etwas ganz Neues: Das ganze gegenwärtige Leben einer einzigen Gemeinde, das Volk, wie es leibt und lebt, wie und wo es baut und wohnt, was es ißt, wie es sich kleidet, wie es arbeitet, feiert usw. Das alles aufgefangen im Spiegel der Mundart; Wörter und Sachen sind in engem Zusammenhang wiedergegeben, die Mundart als direkter Ausdruck des lebendigen Geistes. Man staunte nicht weniger über die Schätze, die Friedli gehoben, als über die geniale Art des Vorgehens, die unerhörte Vielseitigkeit des Verfassers und die eindringliche, originelle Kunst der Darstellung. Nun war auch das Interesse für den Verfasser rege; woher kam dieser Friedli?

Emanuel Friedli erblickte das Licht der Welt am 14. Dezember 1846 in Waldhaus bei Lüzelflüh. Sein Vater, ein blutarmes Weberlein, hielt aber trotzdem seine Kunst sehr hoch, wob oft, was nur wenige verstanden, aus lauter Freude am Handwerk, Haushaltungsgegenstände wie Messer, Gabeln, Löffel in seine Tischtücher ein; er liebte auch Musik und sang oft, wie Friedli erzählte, mit seiner Frau zusammen, „sie hell, er dunkel“. Bezeichnend für die kümmerliche Art, wie sich die Familie durchschlug, ist die Erinnerung Friedlis, wie er oft, eine halbe Stunde weit, in der Käferei für einen Zweiräppler Käsemilch und ein gutes Stück weiter in der Mühle zu Lüzelflüh für einen weitem Zweiräppler habe Haferstaub holen müssen. Von Klein auf mußte er überall mithelfen, auch beim Weben.

Als mehr Geschwister ankamen, langte es nicht mehr für alle. Sein Vater nahm den kleinen Emanuel bei der Hand und brachte den neunjährigen Jungen in die Armenerschulungsanstalt Trachselwald, eine Gründung Gotthelfs. Eine Musteranstalt war das damals, nach dem Tod Gotthelfs, gar nicht mehr, und die Erinnerungen Friedlis an jene Zeit sind teilweise bedenklich. Infolge großer körperlicher Inanspruchnahme und Unterernährung war der Knabe so klein geblieben, daß man nicht wagte, ihn mit den andern Buben aufs Feld hinauszuschicken. So mußte er denn Strümpfe stricken für die Anstaltsinsassen und Kinder „gaumen“. Da er anständig und geschickt war, half er bald dem Vorsteher bei seinen Schreibarbeiten und führte die Käfereirechnung von Grünen.

Nach seiner Konfirmation sandte man den kleinen Burschen nach langem Hin und Her, aber eigentlich gegen seinen Willen, in das Lehrerseminar Münchenbuchsee, wo in der Folge besonders Langhans und sein Deutschlehrer Wyß nachhaltig auf ihn wirkten. Nach bestandnem Examen wirkte er als Lehrer an verschiedenen Schulen, unstet, wie er es schon als kleiner Bub gewesen war.

Während dieser Jahre gerät ihm, eigentlich durch Zufall, die dreibändige Grammatik von Jakob Grimm in die Hände. Da macht er sich dahinter mit der ihm eigenen Zähigkeit. Ihm geht dabei auf, welche wichtigen Platz in der deutschen Sprache die Mundarten einnehmen. Das Interesse für Sprachen ist geweckt, er erkennt seine ungenügende Vorbildung, macht sich mit eisernem Fleiß hinter das Latein und das Griechische, erkämpft sich die Maturität und studiert mit etwas Erspartem und einem kleinen Stipendium Theologie in Bern und Genf. Nach seinem Staatsexamen führt ihn eine Reise nach England, wo er seine spätere Frau, eine Welschschweizerin, kennen lernt.

In einer ersten Pfarrei, in Innertkirchen, versucht er, charakteristisch für seine soziale Einstellung, die Weidenkultur und Korbflechterei einzuführen, um der Bevölkerung mehr Verdienst zu verschaffen. Nach drei glücklichen Jahren wird er nach Gottstatt bei Biel gewählt. Dunkle Wolken beschatten diese Jahre, es geht nicht gut mit der Gemeinde, seine häuslichen Verhältnisse trüben sich, und es kommt, besonders wegen des Eingreifens von Verwandten der Frau, zur Scheidung. Friedli ist durch die innern Kämpfe dieser Jahre so erschüttert, daß er, von Schwermut befallen, mit 50 Jahren pensioniert wird. Er erkundigt sich bei einem jüngern Nachbarcollegen, Pfarrer Karl von Greherz, in Bürglen nach einer Nervenheilanstalt. Dieser bittet ihn, vorerst einige Tage zu ihm auf Besuch zu kommen. Friedli bleibt länger als vorausgesehen, erholt sich ein wenig und lernt dort Otto von Greherz, den Bruder seines Gastgebers kennen.

Dies war seines Lebens Wende. Durch Otto von Greherz' Vermittlung kommt Friedli nach Zürich an die Redaktion des Idiotikons und excerpiert dort mehrere Jahre ältere und neuere mundartliche Quellen. Dort erhält er Einsicht in jenes großartige Unternehmen und lernt die ganze Fachliteratur kennen. Und wenn auch jene Jahre nicht sehr glücklich verliefen für ihn und er in seinem Wert gar nicht erkannt wurde, so ist doch der Aufenthalt in Zürich für sein späteres Wirken von größter Wichtigkeit geworden.

Seines Bleibens in Zürich war nicht auf die Dauer. In ihm gärte und brodelte es seit langem. Er wollte etwas tun, das Land darstellen, aus dessen Tiefe er emporgesprößt war; auch soziale Fragen bewegten ihn. Er legt seine Pläne, mündlich und schriftlich, Freunden und Bekannten vor. Da trat nun wieder entscheidend und weitblickend sein junger Freund in Bern, Otto von Greherz, hervor. Er gab den Plänen Richtung und Namen: Bärndütsch, als Spiegel bernischen Volkstums. Es kam dann zu der folgenden denkwürdigen Eingabe vom 22. April 1902 an die Unterrichtsdirektion des Kantons Bern:

„Hochgeehrter Herr Regierungsrath!

Gestatten Sie gütigst, daß ergebenst Unterzeichneter mit folgendem höflichen Gesuch an Sie gelange.

Im Sommer 1896 nach 7½jährigem Primarlehrer- und 15jährigem Pfarrdienst wegen ärztlich behandelter Melancholie mit Frs. 1200 pensioniert, habe ich seither dieses durch äußere Verumständungen erworbene Übel auf dem einzig erfolgreichen Wege zu bemeistern gestrebt: anhaltendes sich aufraffen zu wichtiger und belangerreicher Arbeit unter freundlich leitender Autorität.

Nun führten meine schon im Seminar zu Münchenbuchsee lebhaft angeregten sprachlichen Studien, die ich als Lehrer an der Hand eines Jakob Grimm, als Student unter den Herren Proff. Better und Hagen, und seither unter Heranziehung der jeweils neuesten Fachliteratur unablässig nebenbei gepflegt habe, mich zu einer

bescheidenen (sozusagen Volontaire) Stellung am Schweiz. Idiotikon in Zürich, wobei aber die äußerst anregende und interessante Arbeit des Exzerpiers alter und neuer Schriftwerke mich immer tiefer in die Mundarten und in die allgemeine Volkskunde einführte. Der damit verbundene sowohl städtische als ländliche Zürcher-Aufenthalt verfehlte nicht, mich nun erst recht aufmerksam zu machen auf die ganze Eigenart des bernischen und speziell des emmenthalischen Volksthums, in dessen Mitte ich als Sohn eines schlichten Handwerkers in Lüzelslüh (diesem Hauptwirkungskreis Jeremias Gotthelfs) aufgewachsen bin. Dieses eigenartige Volksthum in seiner ganzen Tiefe zu erfassen und darzustellen, hat sich vor meinen Augen immer deutlicher als Lebensaufgabe abgeklärt, die, von Niemand bisher in dieser rein objektiven Weise erfaßt, gerade für meine bei streng diätetisch geregelter Lebenshaltung noch Jahre lang erhaltbare körperliche Rüstigkeit und für meine durch außergewöhnliche Schidungen erworbene Schulung wie gemacht sei. Freunde zu Stadt und Land, deren Einsicht und Wohlwollen mir die dazu unentbehrliche Art leitender Autorität bietet, haben den Gedanken warm begrüßt, und in unseren Verhandlungen darüber einigten wir uns sofort über folgende (hier nur in aller Kürze angedeutete) Gesichtspunkte.

Das Werk deutet schon mit seinem Titel: „Berndütsch als Spiegel bernischen Volksthums“ an, daß es, weit entfernt, etwa ein müßiger Doppelgänger oder eine Art Aushub einer andern Arbeit sein zu wollen, ganz eigene Zwecke und Ziele verfolgt. Was es sein will, ist: Volkskunde in volkstümlicher Darlegung. Unter volkstümlich aber möchten wir in unserm Falle verstanden wissen:

Vor allem aus: w e r t h v o l l, d. h. so beschaffen, daß es unserm Volk selbst, und in erster Linie den zu dieser Bildung Berufenen, das bei allem unabwehnbaren Vordringen nivellierender, abschleifender und auch verflachender Lebensmächte doppelt sorgsam zu Wahrende seiner Eigenart lebendig vor Augen führt.

Gerade mit den am tiefsten im Volksgemüth unter sich verwachsenen Wurzeln dieser Art ist aber auch am unzertrennlichsten verbunden die V o l k s s p r a c h e, und es gibt wahrlich auch noch eine andere Betrachtungsart der dialektologischen Erscheinungen als ihre ausschließliche Behandlung am Schreibtisch auf Grund geschriebener oder gedruckter Dokumente von zuweilen recht fragwürdiger Zuverlässigkeit. . . . Dies setzt die nämliche Arbeitsart voraus, mit welcher das schweizer-französische Idiotikon so erfolgverheißend im Gang erhalten wird: A n O r t u n d S t e l l e s e l b e r m u ß V o l k s l e b e n u n d V o l k s s p r a c h e s t u d i e r t w e r d e n, müssen auch alte Dokumente aufgestöbert werden und müssen auch speziell die Flurnamen in ihrer wirklichen Lautgebung Gegenstand sorgfältiger Aufnahme werden.

Daher die Unumgänglichkeit eines nicht zu kurzen Verweilens je an der einen und selben Sammelstation. . . Ist uns also das Volksthümliche auch das an Ort und Stelle aus der Tiefe heraufgeholt E c h t e, so ist es ferner zugleich das I n t e r e s s a n t e, das auch vom gemeinen Mann, soweit der überhaupt liest, gern gelesene, vom Volksbildner (Lehrer zumal) auch gern Studierte und mittelbar für die Schule fruchtbar Gemachte. . .

Unser Werk muß zwei anscheinend unvereinbare Momente unter sich in Einklang bringen: Das oberste Gesetz der Fülle des Details und das Gebot der Raumbeschränkung. Solche „Fülle in engen Grenzen“ kann nun erreicht werden, wenn wir drei event. vier Kirchgemeinden aus den verschiedenen Regionen des Kantons, welche sich ähnlich wie Lüzelslüh literarisch illustrieren lassen, in möglichst ausgearbeiteten E i n z e l b i l d e r n zur Darstellung bringen. . .

Und nun, hochgeehrter Herr, bin ich in der Lage, dieser Eingabe, die ich nicht wohl kürzer zu gestalten sah, die Zuspizung zu dem höflichen Besuch zu geben: es möchte mir gütigst eine jährliche Staats-Subvention zuerkannt werden, welche mir, dem ausschließlich auf die Frs. 1200 Pension Angewiesenen, neben der noch immer vorhandenen Pflegebedürftigkeit und den wachsenden Vaterpflichten eine

präsentabel bescheidene Wander-Existenz, sowie da und dort unumgängliche kleine Honorierung geleisteter Dienste ermöglichen würde.“

Ein glücklicher Zufall führte den bekannten Verleger Alexander Franke zu Hilfe, der, für die Sache begeistert, gerne zu Opfern bereit war. Zudem erboten sich eine Reihe ausgezeichnete Illustratoren: Zeichner und Photographen zur Mitwirkung.

Die Eingabe Friedlis hatte endlich Erfolg, trotz vieler Einwände, besonders der zünftigen Philologen. Regierungsrat Dr. Gobat stellte an Otto von Greherz Klipp und Klar die Vertrauensfrage: Halten Sie Friedli für geeignet und fähig, die Arbeit zu leisten? Die bejahende Antwort Otto von Greherz' entschied.

Friedlis Freude und Begeisterung kannte keine Grenzen, als im November eine Subvention von jährlich 3000 Fr. bewilligt wurde. Er arbeitete damals schon im Schaufelbühl, nicht weit von der Egg, wo sein Freund Simon Gfeller wohnte, dem er so unendlich viel verdankte. Simon Gfeller und seine Frau hatten dem Verirrten, Steuerlosen so viel Liebe und Verständnis entgegengebracht, daß Friedli vollständig genas. Gfeller war es auch, der Friedli für Lüzelslüh mit seinem reichen Wissen von Land und Leuten beständig zur Seite stand, ja ihm häufig den Weg wies. Friedli blieb ihm denn auch zeitlebens herzlich zugetan und erklärte oft, er sei eigentlich auf der Egg bei Lüzelslüh zur Welt gekommen.

Im Schaufelbühl schrieb nun Friedli in mehrjährigem Aufenthalt, reich unterstützt, seinen ersten Band. Seine vorzügliche Beobachtungsgabe und ein treffliches, geübtes Ohr kamen ihm dabei sehr zu statten. Unermüdt wurden die historischen Quellen durchstöbert und mit größtem Geschick verwendet. Sprachliche Studien und gründliche lexikalische Kenntnisse bildeten sein Rüstzeug. Von Natur besaß er eine eigenartige künstlerische Begabung der Darstellung. Eine Begeisterungsfähigkeit, die weit über das gewöhnliche Bernermaß hinausging, blieb ihm bis ins höchste Alter. Sie war es, die ihn die Enge seiner finanziellen Verhältnisse vergessen machte und nur nach dem vorgesteckten Ziel blicken ließ. Seine harte, arbeitsreiche Jugend hatte ihm die Augen geöffnet für alle Nöte und auch für die Freuden des Volks; ihr verdankt er seine unglaubliche Vertrautheit mit allem was „Wärche“ heißt.

Für seinen etwas unbändigen, jedem Zwang abholden Charakter war es ein Glück, daß er in der Behandlung des Stoffes volle Freiheit genoß. Die einzige Vorschrift war eigentlich der Titel. Um zu sehen, wie er seinen Stoff meisterte, lese man nur die Überschriften der Kapitel.

In der Vorrede zum Band Lüzelslüh waren noch drei Bände vorgesehen: Grindelwald als Vertreter des Oberlands, Nidau für das Seeland und — noch unbestimmt — ein Band für das Mittelland oder den Oberaargau.

Als der erste Band erschien, hauste Friedli schon in Grindelwald, wo er nicht weniger treffliche Unterstützung fand als im Emmenthal. Zielbewußt und getragen vom Beifall und der Anerkennung, die sein erster Band geerntet hatte, schrieb er da in drei Jahren sein Grindelwald, trotz der Schwierigkeiten, die ihm eine ihm nicht geläufige Mundart und eine ganz unbekannte Umgebung verursachten.

Von Grindelwald ging's ohne Verzug nach Guggisberg, von da nach Ins, Twann, Narwangen und schließlich nach Saanen. Im Herbst 1913 ist Band Ins fertig. Der Weltkrieg brachte einen Unterbruch im Druck. Die Not der Zeit erreichte auch unser Werk: Die hohen Löhne und die unglaublich in die Höhe gestiegenen Papierpreise verunmöglichten die Herausgabe der druckfertigen Bände Twann und Narwangen.

Auch hier wußte Otto von Greherz Rat: Er gründete die Bärndütschgesellschaft, die mit Vorleseabenden, Theateraufführungen usw. die Mittel für den Druck beschaffen sollte. Ein groß angelegtes Bärndütsch-Trachtenfest ergab dann schließ-

lich als Ertrag eine Summe, die den Druck der weiteren Bände sicherstellte. 1922 erschien Twann, 1925 Narwangen, 1927 Saanen.

Als der Schreibende Friedli zu seinem 80. Geburtstag und zum vollendeten 7. Band beglückwünschte, meinte dieser: Jetzt mag aber sicher noch Band Oberhasli und auch Adelboden „ine“. Und schon sprach er von der Ortschaft im Oberhasli, wo er sich niederzulassen gedachte.

Doch ein hartnäckiges Augenleiden hatte seine Sehkraft so geschwächt, daß er nicht mehr daran denken durfte, so ungebrochen sein Arbeitswille war. Ein Auge war verloren, das andere so schwach, daß er in den letzten Jahren nahezu blind war. Auch körperlich hätte es nicht mehr gelangt, einen Band wie Oberhasli „mit den Füßen zu schreiben“, wie Friedli sich auszudrücken pflegte, um anzudeuten, daß er auch den hintersten „Chrache“, der in seinen Büchern erwähnt ist, persönlich besucht habe.

So entschloß sich Friedli, auf Anraten der Bärndütsch-Kommission, zu dem von Anfang an vorgesehenen Wörterbuch auf Grund der Bärndütschbände. Dafür excerpierte er nicht nur sein Werk, sondern zog alle bernischen Dialektschriftsteller bis heute bei.

Sein Augenleiden verschlimmerte sich bald so, daß er eine Sekretärin haben mußte. Er besoldete sie aus den ohnehin geringen Mitteln, die ihm die kantonale Subvention bot. Schmal ging's ja bei ihm zeitlebens zu; er dachte nie daran, daß ihm sein Werk ein der Größe und Bedeutung entsprechendes Einkommen verschaffen könnte oder sollte.

Fast nur an Jahren alt, ohne Raft und Ruh, arbeitete der Unermüdlische, bis ihm der Tod in seinem 93. Lebensjahre die Feder aus der Hand nahm. Still wie er gewirkt hatte, ist er aus dem Leben gegangen.

An Auszeichnung hat es ihm nicht gefehlt. Das In- und Ausland zollte seinem Werk die höchste Anerkennung. Die Universität Bern ernannte ihn 1912 zum Ehrendoktor. Ein schöner Lehnstuhl begleitete die Glückwünsche der bernischen Regierung zum 80. Geburtstag. Friedli war fast zornig darüber, „jetzt sei doch wahrhaftig nicht der Moment zum Ausruhen gekommen, wo doch noch so viel zu tun sei“. Der 90. Geburtstag wurde in der ganzen Schweiz herum gefeiert.

Friedli hatte das alles ja nicht nötig, all die „Geschichten“ sagten ihm auch wenig. Er hat sein Denkmal ja schon, ein lebendiges, das Jahrhunderte überdauern wird; den Wert seines Werkes werden ja erst unsere Nachkommen richtig einschätzen können, die das köstliche Erbe übernehmen.

Heute, im Zeichen der geistigen Landesverteidigung, sind die Herzen aufgeschlossen, um zu erkennen, welch wunderbares Erbe wir übernommen und welch kostbare Schätze wir zu verteidigen haben. Friedlis Bände sind ja nur Ausschnitte, eine „Art Tiefseeforschung“ auf bernischem Gebiet. Eine solche ließe sich auch anderswo vornehmen und würde edles Gut ans Licht bringen. Friedli weist uns den Reichtum und mahnt, das Erbe treu zu hüten und zu wahren.

Die Gemeinde Lüzelflüh hat die Asche Friedlis neben dem Grabe Gotthelfs beigesezt.

Felix Balsiger.

In memoriam Walter Ackermann †.

Wir betrachten es als eine ehrenvolle Pflicht, in unserer Zeitschrift dem begnadeten Flieger und Schriftsteller, dem frischen und fröhlichen Kameraden, dem gebiegenen Offizier und Menschen einige Abschiedsworte zu widmen.

Seit einigen Jahren hatten wir das Glück, Walter Ackermann zu unseren Mitarbeitern zu zählen. Im Aprilheft dieses Jahres finden wir eine packende Besprechung des Buches „Wider, der Flieger“. Die Lauterkeit des Charakters und die

Bescheidenheit des Wesens, die Udermann bei Vider preist, fanden wir auch bei ihm. Diese Bescheidenheit kommt auch so schön zum Ausdruck in der ehrfurchtsvollen Verneigung vor dem großen Vorbild.

Wir wissen, daß die berufliche Arbeit und die eigene schriftstellerische Tätigkeit Udermann außerordentlich stark in Anspruch nahmen, sonst hätten wir ihn wohl häufiger in unseren Hefen hören dürfen. So schrieb er uns im März dieses Jahres aus Taormina „Es ist schade, daß ich nicht ein weiteres halbes Duzend Bücher zur Rezension mitnehmen konnte, da ich auf dieser „glückseligen Insel“ herrliche Muße dafür gefunden hätte.“ In einem weiteren Brief aus den gleichen Tagen finden wir feinsinnige Bemerkungen über die Tätigkeit des Bücherrezensenten: „Wenn ich aus den betreffenden Büchern oft zitiere, so geschieht dies in Befolgung eines Rates, den mir ein Freund gegeben hat, und der besagt, daß man bei Besprechungen möglichst den Autor selbst zu Worte kommen lassen soll, damit der Leser gleich eine Kostprobe von Art und Stil des Verfassers hat. Allerdings, meinte er, verpflichte dieses Rezept den Rezensenten, das Buch auch wirklich zu lesen.“

Es ist ein tragisches Geschick, daß dieser hoffnungsvolle Flieger in seinen besten Jahren dahingerafft wurde. Es hätte wohl in der Richtung seines Lebenszieles gelegen, nach weiteren tausenden von Kilometern harter Arbeit in der Luft, sich ganz seinen literarischen Neigungen zu widmen und sein großes Talent zu voller Reife zu entwickeln.

Nicht nur tausende junger Leute, die sich durch sein Buch „Fliegt mit“ für die Aviatik begeistern ließen, sondern auch die vielen, deren Herz durch seinen „Flug mit Elisabeth“ gewonnen wurden, stehen trauernd da. Mögen die Sterne, die ihm auf seinen nächtlichen Fahrten so oft den Weg zur Heimat wiesen, auch zu seinem letzten, schwersten Gange geleuchtet haben.

Doch nun soll Udermann selbst ein letztes Mal in unseren ihm lieb gewordenen gelben Hefen zu Worte kommen:

Daniele Barò: „Das Tor der glücklichen Sperlinge“. Zsolnay Verlag, Berlin/Wien 1938.

Was kann uns in diesen heimatumsorgten Tagen ein „Roman aus China“ schon bedeuten, ist man versucht zu fragen. Kaum aber hat man einen Blick durch dieses Tor der glücklichen Spagen getan, ist man auch schon in der verträumten Schönheit einer fremdartigen Landschaft, in Unheil und Freude, Tragik und Glück einer absonderlichen Welt versponnen, in die man sich gerade deshalb für einige Stunden gern entführen läßt, weil sie von der unseren so ganz und gar verschieden ist. Eine Fülle von Erlebnissen, Beobachtungen und Gedanken ist in diesem Buch enthalten, das eigentlich kein Roman ist, sondern eine Sammlung von Skizzen des entschwindenden Chinas: Geistererscheinungen des alten Peking aus der Zeit, da es noch die Hauptstadt eines mächtigen Reiches war, das sich von nördlichen Steppen bis zu tropischen Dschungeln erstreckte und von tibetanischen Sümpfen bis zum Meer.

„Die Zikaden verstummen, je kühler die Nächte werden. Aber ein paar sind noch immer da und zirpen in gesicherten Winkeln an südlichen Hängen. Sie gemahnen mich an ein Wort Carduccis, der den alternden Dichter den Zikaden gleichsetzt, die noch den September erleben, um an sonnigen Plätzchen der Toskanerberge ihr Lied anzustimmen. Und dieses Gleichnis paßt auch auf alle, die mit dem neuen China weniger zu tun haben als mit dem alten. Es ist ein hohes Ziel, das chinesische Volk auf gleiche Stufe zu bringen wie die Nationen des Westens. Doch die ältere Kultur bannte uns mit dem Zauberspruch ihrer Philosophie, ihrer Zurückgezogenheit, ihres Hochmuts. Alte Bräuche sterben hin und es sterben die Ideen, die sie befruchteten. Herbst ist in China. Gleich den September-Zikaden lebe ich, um sein Lob zu singen in geborgenen Tempeln auf Bergeshöhen.“

Der welterfahrene Verfasser — ehemals italienischer Gesandter in Peking — ist ein poesievoller Gestalter sowohl wie ein brillanter Plauderer. Manche seiner Geschichten erinnern an jene chinesischen Bilder, auf denen, wenn man sie lange genug anschaut, immer neue Einzelheiten auftauchen, die man anfänglich gar nicht bemerkt hat.

John A. Allan: „Jugend auf Dungair“. Verlag Friedr. Vorwerk, Berlin 1938.

„Ich wurde am Nachmittag desselben Tages geboren, an dem mein Großvater zum dritten Male eine Urkunde unterzeichnete, durch die er sich mit einer Zwangsverwaltung zugunsten seiner Gläubiger einverstanden erklärte — die einzige Form von Literatur, in der unsere Familie eine gewisse Berühmtheit erlangt hat... Als die Gläubiger das Haus verlassen hatten, zeigte mich die Hebamme dem Großvater. Die beiden Generationen blickten einander, wie man mir später erzählte, über den unermesslichen Zeitraum von siebenzig Jahren hinweg schweigend an, bis der Alte sein Urteil auf folgende Weise zum Ausdruck brachte: „Wenn er erst mal Haare und Zähne hat, wird man ihn schon besser von einem Karnickel unterscheiden können.“ So beginnt diese Rückschau auf eine frühe Jugend, die der Verfasser in Obhut seiner Großeltern auf einem schottischen Gehöft verbracht hat. „Stellt euch die Felder vor, die hinter dem Gemeindehaus anfangen mit ihrer dreifachen Reihe von Buchen; elf Felder und Acker, einhundertsechszundachtzig sanft hügelige Morgen, die sich um das Gehöft breiten und nach Süden und Westen abfallen. Und dann versucht euch noch vorzustellen, wenn ihr es könnt, wie sich das Land und die Wälder weit, weit das Tal entlang ziehen, bis sie sich in der Ferne im blauen Schleier eines Sommertages verlieren, dort, wo die Hügelketten sich zu einem Bergkamm am Horizont vereinen, dicht am Rande der Unendlichkeit. In diesem fernen, aber nicht unliebenswürdigen Land wuchs ich auf, ein Bauernjunge aus der sechsten Generation.“ „Jugend auf Dungair“ ist keine Autobiographie, sondern die dichterische Darstellung eines Stückes persönlicher Vergangenheit. Es ist nirgends von außergewöhnlichen Geschehnissen oder Schicksalen die Rede. Aber das in einem Stil von bezwingender Einfachheit geschriebene Werk ist schön und reich an Gedanken, ist männlich und zart, froh- und schwermütig zugleich. An sich unscheinbare Ereignisse erhalten durch die Kraft der Darstellung ihren besonderen Sinn und ihre Tiefe. „Am schönsten war es, mit Großvater nachts einen Gang durch den Stall machen zu dürfen. Je zwei und zwei lagen die Kühe da in ihren Bettschlägen und wiederkäuten vor sich hin. Sie lagen ganz ruhig, man hörte nur das ständige dumpfe Mahlen ihrer Kiefer oder das leise Klirren einer Kette, wenn vielleicht eine den Kopf hob und nach uns schaute. Wie das Licht unserer Laterne sich dann in ihren großen guten Augen spiegelte, fühlte ich, daß sie hervorragend unter den Tieren seien; denn während Pferd und Hund schon etwas vom menschlichen Charakter angenommen haben, hat sich die Kuh noch nicht von der Erde entfernt. Der Überfluß und die Güte der großen Mutter ist noch in ihnen. Großvater und ich gingen leise durch den Stall und wir fühlten uns irgendwie näher dem weiten Herzen der Natur.“ Durch diese Erzählung geht der Atem des Windes, in ihr ist das Reifen des Kornes, die ruhevolle Geduld des Viehs — und der Menschen ganze Größe und Torheit. Wer besinnlicher Einfachheit zugetan ist, wird dieses Buch lieben.

W a l t e r A d e r m a n n †

Sinn und Wege Schweizerischer Erziehung.

so lautet das Thema, das sich die Stiftung „Lucerna“ für ihren 13. Sommerkurs gestellt hatte, der im Juli in Luzern durchgeführt wurde.

Die Stiftung „Lucerna“ wurde im Jahre 1924 von Herrn Emil Sidler-Brunner ins Leben gerufen. In seiner Schrift „Rapport eines Suchenden“, die 1925 bei Drell Füssli erschien, umschrieb der Gründer der „Lucerna“ den Zweck der Stiftung: „Werbung und Klärung des Bewußtseins von der Bestimmung des Menschen und von den seelischen Grundlagen dieser Bestimmung durch philosophische und psychologische Bildungsarbeit unter Berücksichtigung des schweizerischen Nationalcharakters“. — Die Stiftung wird geleitet von einem Kuratorium, dessen Präsidium, seit dem Hinschied des Gründers, sein Sohn, Herr Alfred Sidler-Steiner in Luzern, inne hat. Dem Kuratorium gehören die Professoren Hüberlin-Basel und Bovet-Genf an.

Von den seit dem Jahre 1927 ununterbrochen durchgeführten Sommerkursen seien hier nur einige erwähnt: 1930: Grenzgebiete der Psychopathologie; 1934:

Wandlungen der Erkenntnis vom Leben; 1936: Der Mensch und seine Arbeit; 1938: Die Schweiz in Europa. Das diesjährige Thema sollte eine Art Fortsetzung des letztjährigen sein und befaßte sich darum mit den Fragen vom Sinn und den Wegen schweizerischer Erziehung. Der ganze Kurs wollte mithelfen, die Fragen dieses Gebietes zu klären und zu lösen, und was in den fünf Kurstagen dort erreicht wurde, das soll hier zusammenfassend mitgeteilt werden.

Montag, den 24. Juli, fanden sich gut hundert Kursteilnehmer im Saal des Großen Rates im Regierungsgebäude zusammen, woselbst der Kurs durch den derzeitigen Präsidenten eröffnet wurde. In seiner Eröffnungsansprache gedachte der Redner des verstorbenen Kurators, Herrn Professors Bleuler, machte auf den Sinn der Stiftung aufmerksam und wünschte, wir möchten erfüllt sein von der grundsätzlichen Bedeutung unserer Freiheit und diese unserem Volke zum Bewußtsein bringen, da das Leben für den Schweizer nur in der Freiheit möglich sei.

Das ganze für den Kurs in Frage kommende Gebiet: „Sinn und Wege schweizerischer Erziehung“, war unter die vier Referenten geschickt verteilt, indem Prof. Häberlin sich der Aufgabe unterzog, die philosophischen Grundlagen zu schaffen und die Sinnhaftigkeit der Erziehung gleichsam logisch zu begründen. In vier Vorträgen behandelte Prof. Pierre Bobet den Zusammenhang von Schule und Staat, während Seminarleiter Schohaus über die „Erziehungs- und Bildungsaufgabe der schweizerischen Schule“ sprach. Dr. Simmen endlich, der Redaktor der „Schweizer. Lehrerzeitung“, erklärte mit großer Sachkenntnis die gesetzlichen Grundlagen unseres Schulwesens. Er faßte seine vier Referate unter dem Titel: „Einheit und Mannigfaltigkeit im schweizerischen Erziehungs-, Schul- und Lehrwesen“ zusammen. So ergänzten sich nicht nur die vier Stoffgebiete zu einem Ganzen, sondern auch die vier Referenten, indem eben jeder den Fragentypus darlegte, in dem er völlig zu Hause war.

Es lohnt sich deshalb, die wesentlichen Gedanken der vier Gebiete hier kurz wiederzugeben, soweit sie für uns von Bedeutung sind und soweit sie unsere Auffassung über das Wesen der Erziehung zu klären vermögen. Der Sinn dieser Zeilen ist nicht nur eine Berichterstattung; wir möchten uns vielmehr über Sinn und Wege schweizerischer Erziehung Klarheit zu verschaffen suchen.

Wir beginnen mit der Darstellung der Ausführungen von Paul Häberlin: Es ist sinnlos, theoretische Forderungen als Ziel der Erziehung aufzustellen, die in Wirklichkeit nicht erfüllt werden können. Darum fragen wir nach dem wahren, wirklichen Sinn der Erziehung. Die Sinnhaftigkeit der Erziehung geht daraus hervor, daß das menschliche Tun selbst einen Sinn haben muß, demnach aber hat auch unser D a s e i n, ja das Seiende selbst einen Sinn. Welches ist der Sinn der Existenz? Es ist eine falsche Deutung des Sinnes der Existenz, wenn wir meinen, sie vermöge über sich selbst hinauszugehen, sich fortzuentwickeln. Die Wahrheit des Seienden besteht darin, daß es s o i s t, wie es ist und niemals anders, also ewig s o. Das wahrhaft Seiende trägt seinen Sinn in sich selbst und nicht in einer möglichen Vollendung. Es läuft auf kein Ziel zu. Das Seiende ist immer Eins, eine Einheit, die aber zugleich eine Vielheit ist. Was sich in dieser Vielheit verändert, ist die Gestalt, aber nicht das Wesen des Dinges. — Das Leben aber umfaßt eine Vielheit von Einzelnen, und als solches verändert es ständig seine Gegenwartsform. Leben heißt ständige Wandlung, ständige Neu-Bewirklichung der „Präsenzform“. Wir sind in jedem Augenblick wieder andere, und kein Augenblick, der je war, wiederholt sich so wie er war, sondern in immer neuer F o r m, in der das W e s e n dasselbe bleibt. Wir sind immer wieder andere in der Wirklichkeitsform, in der Existenz sind wir immer gleich. Leider meinen wir, wir müßten immer auf etwas zusteuern, anstatt das Leben so zu nehmen, wie es sich uns in seiner ständigen Wandlung eben gibt. Wir wollen das Leben so fassen, wie es i s t. Sinn der Existenz ist, sich selber immer neu darzustellen, und in dieser ständigen Erneuerung liegt schon die Vollendung des Lebens. Dies ist auch der Sinn der Geschichte, die

nichts anderes ist, als eine ständige Reihe neuer Versuche, die Einheit in der Mannigfaltigkeit neu darzustellen. Der Sinn der Geschichte liegt in der jeweiligen Präsenzform, also in der Gegenwart. Es gibt darum auch keinen Fortschritt, weil alle Vergleiche relativ sind. Die Geschichte hat darum auch kein Ende, weil sie sich ständig neu darzustellen versucht.

Das Dasein erfüllt seinen Sinn in der Gegenwart und nicht in einer zukünftigen Form. Wir aber sind ständig Mitarbeiter am Geschehen durch unsere Existenz. Weil wir aber das ganze Geschehen immer von uns aus sehen, rein subjektiv, so fehlt uns meist der Blick für das, was wirklich ist, der Blick für die Einheit. Wir sind „naseweise“ Menschen, und jeder sieht auch das Wohl des Vaterlandes auf seine Weise. Daß jeder im Grunde das Gute will, möchten wir jedem zubilliger, aber er tut dieses Gute oft auf eine sehr kurzsichtige Weise. Unser Irrtum ist also ein doppelter: Wir subjektivieren den Sinn des Daseins und sind daher oft unzufrieden mit unserer Position. Wären wir weise, so wüßten wir, daß jeder Augenblick so sein muß, wie er eben ist, und nicht anders sein konnte. So wollen wir fröhlich sein in der Unvollkommenheit. — Zudem sind wir der irrigen Ansicht, als ob der Sinn dieses Daseins sich irgendeinmal erfüllen müßte. Dies geschieht nicht, denn der Endzustand ist der Tod. —

Ich glaube, hier einschalten zu müssen, daß es nicht jedem Erzieher möglich ist, denselben Weg zu gehen, noch viel weniger, dabei die Kraft zu finden für die Schwierigkeiten des Alltags.

Häberlin sagt selbst: „Der Weg des Philosophen ist ein einsamer Weg“, und weil er dies weiß, führt er noch folgendes aus:

Die Menschlichkeit beginnt dort, wo ein Geschöpf Berührung hat mit den Göttlichen, mit Plato: Berührung mit der göttlichen Weisheit. Wir führen alle unser Leben auf Grund eines leisen Glaubens und haben die Pflicht, diesen Glauben und haben die Pflicht, diesen Glauben zu heben. Dies ist aber nicht der einzige Weg, Gott zu finden. In der Fähigkeit, zu staunen, Schönes zu erleben, durch unser Gewissen und auf dem religiösen Weg sind wir imstande, Gott zu erkennen. Gott ist der Name für den Willen, der kann. Wer Gott erfährt, erfährt den, ohne dessen Willen nichts geschieht. Das Gewissen macht uns zu einem sittlichen Menschen, indem es uns heißt, an der Verwirklichung der Einheit mitzuarbeiten. Zur Bildung gehört immer Bildung zur Sittlichkeit, also Bildung zur ständigen Bereitschaft, an der Vollendung der Gemeinschaft mitzuwirken. Das Gewissen befiehlt uns, alles so zu tun, daß was getan wird, im Dienste der Gemeinschaft steht. Sittlichkeit gibt es zudem nur auf dem Boden des Glaubens. Sittlich gut ist eine Tat nur, wenn sie erfolgt in der Treue zur Wahrheit. Darum gibt es keine sogenannten Tugenden, die um ihrer selbst willen geschehen und nicht um der Gemeinschaft willen.

Der Sinn der Erziehung: Die Erziehung geschieht immer in der Gemeinschaft, ist also immer eine Tat. Sie besteht in einer gegenseitigen Wirkung vom Erzieher zum Zögling und umgekehrt. Erzieher und Zögling sind zwei, die ständig Gemeinschaft stiften. Leider wird das wenig beachtet und das Kind nach unserer vorgefaßten Meinung erzogen, nein vergewaltigt. So wird Erziehung verunmöglich. Die Erziehung krankt an einer ständigen Überforderung des Kindes, wodurch ein ewiges Minderheitsgefühl entsteht; oder in dauernder Opposition wehrt sich das Kind gegen die Vergewaltigung. Je moralistischer die Erziehung angelegt ist, desto eher bricht der Zögling aus. Je selbstgerechter die Erziehung gestaltet wird, desto eher treibt sie den Jüngling in die Opposition. Wir wollen beachten, daß der Zögling unser Partner ist, mit dem wir in Gemeinschaft leben und wirken wollen.

Das Ziel der Erziehung ergibt sich hieraus: der Zögling soll befähigt werden, nicht nur in der Gemeinschaft zu leben, sondern selbst Gemeinschaft zu stiften.

Wir wollen den Zögling nicht zu einem Moralisten bilden, sondern zu einem Glied der Gemeinschaft, in der er so sein darf, wie er ist. Dabei soll das Dominierende immer die Berührung mit dem Ewigen sein. Das Ziel soll sein, daß ein Jeder mit seinem Wesen und seinen Gaben sich subjektiv einfügt in das objektiv Ganze, in die Einheit. Das Herzstück der Erziehung ist, daß der Jüngling glauben lerne. Dies ist der Sinn aller Bildung. Anfang, Mitte und Ende aller Bildung ist der religiöse Weg, der Weg des Glaubens. Der philosophische Weg ist der einsame. — Schweigen ist das beste Erziehungsmittel, und wer immer Methode braucht, der ist kein Erzieher, weil Erziehung immer sich neu aus der entsprechenden Lage heraus gestalten muß. Wichtig aber ist, daß wir alle lernen, Schuld ertragen, Unvollkommenheiten erdulden. Das kann nur geschehen in einer strengen Erziehung. Daher sind Zucht und Übung unerläßlich. — Wenn wir recht erziehen, so erziehen wir schweizerisch, denn wir sind Schweizer und können darum nicht anders erziehen: in Treue, Zucht, Gewissenhaftigkeit und Wahrheit. — Es ist ein Glück, ein Schweizer sein zu dürfen. Unser Staat ermöglicht uns, so zu erziehen. Wahren wir dieses herrliche Erbe, daß wir es tun, wie unsere Verfassung beginnt: Im Namen Gottes. — Soweit sein Ausführungen. Im Laufe des Kurses hat eine Hörerin den Versuch gemacht, die wichtigsten Leitsätze Häberlins mit einem Bibelwort in Parallele zu setzen, z. B. den Satz: Alles, was ist, ist so, wie es ist und nicht anders, mit dem Wort: Ich bin, der ich bin und außer mir ist kein Gott. Es ist ein Versuch, der sich mehr oder weniger durchführen läßt, gegen den sich aber Prof. Häberlin mit Entschiedenheit wehrte: „Macht mir keine Gistmischerei“, d. h. vermischt mir Philosophie nicht mit Religion. Und tatsächlich war das bei vielen Hörern zu bemerken, daß sie die Ausführungen Häberlins nicht als rein logisches, philosophisches Gebäude zu fassen vermochten, sondern immer wieder in Versuchung kamen, entweder die Parallele zur Bibel zu finden, oder das System Häberlins als das einzige und absolut wahre hinzunehmen, das, wie mir eine andere Hörerin erklärte, ihr mehr sage als die Bibel.

Und doch möchte Häberlin selbst seine Darlegungen gar nicht aufgefaßt wissen als eine Art Religion, weiß er doch, daß sie es nicht sein können. Seine rein wissenschaftliche Einstellung und seine Bescheidenheit lassen das gar nicht zu. Er weiß aber so gut wie wir, daß es über diese logische Fassung des Problems hinaus noch eine christliche gläubige gibt, die für den Glaubenden neue Möglichkeiten enthält. Gerade weil Häberlin den ganzen Aufbau über das Wesen der Erziehung rein wissenschaftlich dargestellt hat, verzichtet er darauf, auch noch die christliche Begründung zu geben.

Es sei darum hier gestattet, das zu ergänzen, was vom christlichen Glauben aus noch ergänzt werden muß. Logisch gefaßt, muß ja alles so sein, wie es ist, muß es sein Wesen gleich bewahren für alle Ewigkeit; aber der Christ weiß, daß es Gott möglich ist, ein Wesen zu verändern. Phil. 1, 6. Man beachte, daß auch Häberlin diese Tatsache vom Standpunkt des Glaubens aus gelten lassen würde; hat er sich doch dahin geäußert: „Wir können nicht bessere Menschen machen, das kann nur der Herrgott“.

Logisch gefaßt, mag es vier Wege geben zur Gotteserkenntnis, den logischen, den ästhetischen, den sittlichen und den religiösen, aber für den Christen gibt es eben nur den einen: zu glauben und dann zu schauen, sich bedingungslos Gott auszuliefern und dabei die reale erlösende Erfahrung der Gotteskindschaft zu machen.

Logisch gefaßt, gibt es keine Entwicklung in der Geschichte, so wenig es eine Veränderung des einzelnen Wesens gibt, aber vom christlichen Glauben aus gibt es ein Warten auf das Reich Gottes nach der Stelle: 2. Petrus 3, 13.

Was uns aber hier noch interessiert, daß sind die Stellen, bei denen sich das wissenschaftliche Gebäude mit der christlichen Wahrheit deckt, wie z. B. in der strikten Verwerfung der Tugenden oder in der Forderung, daß die Erziehung in erster Linie Erziehung zum Glauben sei. (Im Christentum findet dann dieser Glaube

seine feste Form.) Wir gehen einig in der Forderung: Erziehung zur Gemeinschaft, Erziehung zur Opferbereitschaft, zur fröhlichen Unvollkommenheit, wissen aber, daß wir nur in Gott die Kraft erhalten, mit Unsympathischen Gemeinschaft zu halten, dauernd opferbereit, lebenslang fröhlich unvollkommen zu sein. Wir gehen einig in der Forderung, die Erziehung aus dem Augenblick zu gestalten und auf starre Methode zu verzichten, denn wir möchten ja alle Erziehung aus dem ständigen Gehorsam gegenüber Gott hervorgehen lassen.

Wir nehmen es heute als Tatsache hin, daß die Staatschule die Bildungsarbeit an der kommenden Generation vollzieht und sind froh, daß sie es tut, ja sogar vorzüglich tut. Wir sind so stark mit eigenen Pflichten und Interessen erfüllt, daß wir uns nicht auch noch um die Schularbeit kümmern können. Der Staat hat sich dieser Pflicht unterzogen. Es soll uns aber einmal zum Bewußtsein kommen, daß der Staat nie auf die Idee gekommen wäre, noch die Verantwortung zur Durchführung der Schularbeit auf sich genommen hätte, wenn nicht einzelne verantwortungsfreudige und verantwortungsbewußte Männer den Staat auf diese Pflicht hingewiesen hätten. Unsere heutige Staatschule hat sich in gut vier Jahrhunderten entwickelt, und Luther ist der erste gewesen, der den Staat in den zwei Schriften: „An den christlichen Adel . . .“ und „An die Burgermeister und Ratsherren . . .“ zu dieser Aufgabe verpflichtet hat.

Prof. Pierre Bovet-Genf zeigte in seinen Vorträgen, wie die Fragen der menschlichen Gesellschaft mit den Fragen der Schule zusammenhängen und wie eine Nation, die ihre Verantwortung gegenüber der kommenden Generation spürt, auch sich der Schule anzunehmen beginnt. Die Schule wird Sache aller Bürger, wenn sie sich für die Schule verantwortlich fühlen, und nur so wird sie auch zur Sache des Staates. Wir können uns — um gleich hier einen Schluß zu ziehen — nicht mit der Ausrede abfinden, die Staatschule sei nun einmal da, sie sei gesetzlich geregelt und gefestigt, damit sei sie nicht mehr unsere Sache. Doch — wir sind immer noch, oder sollten es sein — mitverantwortlich bei der Gestaltung des Schulwesens. Das hat sich erst kürzlich im Kanton Zürich gezeigt, wo das Volk, also wir alle, über den künftigen Aufbau der Lehrerbildung mitzureden hatten. Wir möchten darum auch an dieser Stelle und in diesem Zusammenhang wieder einmal darauf hinweisen, wie stark unsere Schule, auch wenn ihre gesetzliche Grundlage längst geregelt ist, immer noch unser aller Sache ist, denn auch die Schule ist einer Veränderung unterworfen, und wir sind bei dieser Veränderung mitbestimmend. Die ganze Schule ist letzten Endes doch verankert im Verantwortungsbewußtsein von uns allen. Dann ist sie auch wirklich eine demokratische Schule. Wenn wir als Glieder des Staates so in der Verantwortung vorgehen, so wird sich die Schule in vermehrtem Maße auch uns gegenüber verantwortlich fühlen.

In unserem Lande — wir folgen dabei wieder Herrn Bovet — hat besonders die helvetische Gesellschaft mit Pestalozzi — Martin Planta — Franz Urs Balthasar — Isak Iselin und vielen anderen diese Verantwortung empfunden, und Minister Stapfer suchte dann staatlich durchzuführen, was von einem suchenden Teil der Bürger gefordert wurde.

Heute kommt die Arbeitsschule, wie sie von Kerschensteiner gegründet wurde, der staatsbürgerlichen Erziehung am nächsten; denn die Art, wie Lehrer und Schüler in freier Arbeit suchen, Interessen zu wecken und Pflichten zu erfüllen, ist am besten geeignet, den künftigen Staatsbürger zu erziehen. Die Form der Arbeitsschule ermöglicht am ehesten die Bildung zur sozialen Verantwortung und zugleich die Rücksichtnahme auf das persönliche Wesen des Kindes und seine Begabung.

Schon Pestalozzi und Fellenberg haben sich bestrebt, diese Art Schule durchzuführen und haben dies in hohem Maße verwirklicht. Aber das 19. Jahrhundert hat den Ruf Pestalozzis nicht verstanden; darum sehen wir zum Beginn des 20. Jahrhunderts von neuem auferstehen, was schon hundert Jahre vorher gesät wurde. In raschem Siegeslauf hat dann diese Art Schule, vielleicht auch darum, weil

die Zeit reif war für sie, die ganze zivilisierte Welt erobert, sodaß wir heute in Indien wie in Amerika, in Rußland wie in Australien diesen Unterricht als selbstverständlich gegeben antreffen. Daß Herr Prof. Bobet in diesem Zusammenhang auf den bei uns viel zu wenig bekannten Alexander Binet aufmerksam machte, wollen wir hier umso dankbarer unterstreichen.

Wir wollen beachten, daß die Schule nicht als rein staatliche Sache aufgefaßt werden darf, die nur nach Gesetz und Paragraph, möglichst „neutral“ ihren Weg geht, eben so staatlich wie irgend ein Steuerbüro oder ein eidg. Zeughaus, nein, die Staatschule ist die verantwortliche Bildungsanstalt der kommenden Generation, verpflichtet, den Einzelnen zu erfassen und ihn einzuführen in die Gemeinschaft der Menschen. In dieser Aufgabe wird sie getragen von der Verantwortung jedes einzelnen Bürgers und bedingt durch unsere Verfassung, die solche Bildungsarbeit in Freiheit ermöglicht.

Da wir in der Schule immer noch mit einem Bein im Mittelalter drin stecken, und da es im Wesen der Schule liegt, beharrlich beim Alten stehen bleiben zu wollen, haben wir es immer wieder nötig, aufgerüttelt zu werden, um den Kampf für die lebensnahe Schule unentwegt weiter zu führen.

Seminarleiter Schohaus weiß, wie diese Bedarftarbeit gehandhabt werden muß. Eindringlich und zielbewußt kämpft er gegen die immer noch mächtige „Verstandesbestie“ in der Schule, gegen das anspruchsvolle Scheinwesen und den didaktischen Materialismus. Unsere Stundenpläne leiden immer noch an „Stoffwechselkrankheit“, und unsere Schulen betreiben immer noch „Schubladenbildungsbetrieb“. Unser Ziel aber ist: wirkliche, selbsterworbene, ehrliche Bildung. Bildungsgut ist immer nur persönlich erworbene Erkenntnis. Nach Goethe: Bildung ist nicht Häufung des Stoffes, sondern aktive Gestaltung des Menschen.

Wir erleben es immer noch, daß die Schule das Kind in eine Gegnerschaft zur Schule treibt, dadurch, daß sie den Schüler zwingt, sich dem Lehrer gegenüber als den „Wissenden“ zu geben. Die Schule verbietet ihm noch vielorts, ein Fragender, ein Suchender sein zu dürfen. — Auch in der Schule steht die Erziehung zur Gemeinschaft an erster Stelle, sie ist aber ein bloßes Wort, eine theoretische Forderung, wenn wir nicht wirklich auch mit den Schülern Gemeinschaft üben. Durch Spott, Parteilichkeit, lieblose Einstellung zerstören wir die Gemeinschaft die wir doch erreichen möchten. Das Notenproblem muß in diesem Zusammenhang neu geprüft werden. Wir spielen immer noch den Lächtigen gegen den Unbegabten aus, anstatt, wie Pestalozzi verlangt, ein „Kind nur mit ihm selbst“ zu vergleichen, nämlich mit dem, was es früher geleistet hat und was es zu leisten fähig ist.

Die Grundlage der Gemeinschaft ist die Ehrfurcht. Wo sie schwindet, zerfällt alles. Was tun wir, um die Ehrfurcht zu heben, die in unserer Zeit so erschreckend mißachtet wird? Im Grunde geht es hier immer um die Ehrfurcht vor Gott; darum soll schon in unserer Haltung die Ehrfurcht vor Gott zum Ausdruck kommen. Schohaus weist auf die pädagogische Provinz in Wilhelm Meisters Wanderjahren hin und zitiert dann Pestalozzis Wort: „Mein Kind, ich drücke dich an mich und sage dir, es gibt einen Gott, den du brauchst, wenn du mich nicht mehr hast.“

Weil wir keinen Sinn und kein Verständnis mehr aufbringen für das Wunderbare, darum schwindet die Ehrfurcht aus unserem Seelenleben.

Ich konnte mich in der Darstellung dieser Gedanken darum kürzer fassen, weil sie sich in mancher Hinsicht mit den Ausführungen von Prof. Häberlin deckten. Machen wir unsere Kinder bekannt mit den Lebensgeschichten der großen Schweizer. In ihnen finden wir jene Kräfte, die wir heute suchen, weil diese Männer Männer des Glaubens, der Ehrfurcht und der Wahrheit waren. Diese seelische Haltung ist auch die Haltung der echten Demokratie.

Es war für Herrn Dr. Simmen nicht leicht, seine Hörer auf einem gangbaren Pfad durch den Wirrwarr des schweizerischen Schullebens zu führen. Wir

wußten ja, daß wir als Viermillionenvolk 25 Schulgesetze haben, nach 25 Lehrplänen unterrichten und nach mindestens sovielen Fabeln unsern ersten Leseunterricht erteilen, daß aber unser Schulwesen so vielgestalt ist, wußten selbst die eingeweihten Hörer dieser 4 Vorträge nicht. Davon einige Auschnitte: Der Schulbeginn: Der Kanton Genf erklärt als einziger die Schule vom 5. Lebensjahr an als obligatorisch, sieben andere Kantone mit dem 6. Lebensjahr, 11 Kantone (und Halbkantone) zwischen dem 6. und 7. Lebensjahr und endlich 6 Kantone mit dem 7. Lebensjahr. Die Dauer der Volksschule umfaßt in Bern und Basel 4 Jahre, im Tessin und in Luzern 5 Jahre, in den meisten andern Kantonen 6 Jahre und in Schwyz und Freiburg sogar 7 Jahre. Für die zweite Schulstufe treffen wir alle möglichen Namen an: Realschule, Bezirksschule, Sekundarschule und Mittelschule, so daß im Kanton Zürich ein Reallehrer Primarlehrer ist. In Schaffhausen ist ein Reallehrer dasselbe wie Sekundarlehrer, in Basel ist ein Sekundarlehrer Primarlehrer, und im Tessin ist ein Sekundarlehrer Professor. Es gibt im Kanton Tessin 235 verschiedene Schulbücher, von denen 80 % aus dem Ausland stammen. In Andermatt besteht eine Schule für die Angestellten der Festung, die nicht Urner Lehrmittel benützt, sondern diejenigen des Kantons Zürich. Wir stehen also noch nicht in Gefahr, daß das Schulwesen bei uns zentralisiert werde. Die Schule ist Sache der Kantone und bleibt es nach dem Ausspruch von Bundespräsident Etter. Wir haben ja schon zweimal im letzten Jahrhundert versucht, das Schulwesen eidgenössisch zu ordnen, aber der „Schulvogt“ ist zweimal nachab geschickt worden (1872 und 1884). Und dennoch machen sich Bewegungen geltend, die auf eine Vereinheitlichung hinzuzielen scheinen, aber mehr dem Namen, als der Sache nach. So haben wir in der Schweiz einen schweizerischen Gymnasiallehrerverein, eine schweizerische Erziehungsdirektorenkonferenz, sogar eine schweizerische Schulschrift und einen schweizerischen Lehrerverein, ja sogar eine Schweizerfibel! Wir freuen uns über unsere Schweizerkarte, über den schweizerischen Schulatlas und über das schweizerische Schulwandbilderwerk. Die Stiftung „Lucerna“ darf sich rühmen, eine schweizerische pädagogische Schriftenreihe ermöglicht zu haben.

Was aber in der ganzen Schweiz, trotz unserer föderalistischen Eigenarten, sich gleich ist, das sind die Schweizer Schüler und die Schweizer Lehrer, und wenn man uns in irgend eine Schule in unserem Lande stellte, so würde man höchstens am Dialekt erkennen, in welchem Kanton wir uns befinden. Der Geist also ist derselbe, und das wird auch so bleiben. Das ist ja gerade das Wunder, das auswärtigen Besuchern unseres Landes immer wieder auffällt und was unsere Landesausstellung täglich beweist: Wir sind trotz oder gerade durch unsere Eigenart überall dieselben Schweizer.

So stellt die Schule eigentlich ein klassisches Beispiel schweizerischer Gestaltung und Arbeit dar, denn nirgends kommt die Einheit in der Mannigfaltigkeit und zudem die Mannigfaltigkeit in der Einheit besser zum Ausdruck. —

Jeden Abend vereinigten sich die Teilnehmer des Kurses zu einer zweistündigen Diskussion, in der ein jeder fragen konnte, was ihm unklar geblieben. Diese Aussprachestunden gehörten mit zum Wertvollsten, was der Kurs uns zu bieten vermochte. —

Eine mehrstündige Schiffahrt auf dem Vierwaldstättersee mit dem Besuch des Rütli, wobei alle Teilnehmer die Eingeladenen der Stiftung waren, schloß die reiche Tagung. An uns ist es nun, in der Tat zu verwirklichen, was wir dort an Erkenntnissen gewonnen haben, und wir wollen es tun, in Dankbarkeit gegenüber Gott.

Alfred Stüdelberger.

Bitte um Klarheit.

In Nr. 1378 der „Neuen Zürcher Zeitung“ ergreift ein Herr P. P. das Wort, um das Eidgenössische Statistische Amt dafür zu beloben, daß es durch die bekannte Sprachenkarte auf der Landesausstellung, wo als die Sprache der Deutschschweizer das „Schwyzerdütsch“ bezeichnet wird, die Legende vom „Deutschtum der Schweizer alemannischer Herkunft“ zerstört habe. Für die Volkszählung von 1940 verlangt der Verfasser von derselben Behörde, dem „Schwyzerdütschen“ eine besondere Frage zu widmen; die Reichsdeutschen in der Schweiz könnten sich dann nach wie vor zum Hochdeutschen bekennen. Obwohl alsbald in derselben Zeitung zwei ausgezeichnete Entgegnungen erschienen, zeigt doch die Verlautbarung des Herrn P. P. eine typische Unklarheit des Gemüts, über die einmal geredet werden muß.

Wenn die Entgleisung des statistischen Amtes mehr ist als eine von der Suggestion des Tages bedingte Gedankenlosigkeit, so ist ihre politische Tendenz für die Deutschschweizer nicht gerade schmeichelhaft. Hält man sie für politisch unzuverlässiger als die anderen Mundart redenden Stämme der Eidgenossenschaft, die Unterwalliser, Welschfreiburger, Tessiner? Denn mit ausländischen Begehrlichkeiten kann jene sprachliche Einordnung der Deutschschweizer nicht erklärt werden, da solche Begehrlichkeiten ja vom Süden her wesentlich vernehmlicher an die Pforten der Schweiz klopfen. Trotzdem wird den Tessinern das von ihnen rückhalt- und ausnahmslos beanspruchte Recht, sich in Wort und Tat zur Italianità zu bekennen, von Bern geflissentlich bestätigt. Auch hätten sich wohl die erwähnten drei Gruppen romanischer Schweizer selbst schön verbeten, auf der Sprachenkarte der Landesausstellung, mit ihrer Mundart zu figurieren.

Es ist wohl auch ein Irrtum des Herrn P. P., alle Deutschschweizer würden sich bei der Volkszählung einfach dem „Schwyzerdütschen“ subsumieren. Viele würden zweifellos beide Fragen bejahen, die nach Hochdeutsch und die nach Mundart. Es wären das diejenigen Deutschschweizer, welche ein unabweisbares Bedürfnis nach Wahrhaftigkeit und Klarheit in sich fühlen und es daher nicht fertig bringen, die schlichte Tatsache einfach zu verdrängen, daß alle Deutschschweizer schriftlich und sehr viele (Pfarrer, Lehrer, Offiziere, Politiker u. a. m.) auch weithin mündlich sich der hochdeutschen Sprache bedienen — auf welche die deutsche Schweiz ja auch gewichtige Eigentumsansprüche hat.

Wenn Herr P. P. und alle seine Gesinnungsgenossen gleichfalls die Kraft und Wahrhaftigkeit fänden, sich aus der ganzen Zweideutigkeit zu befreien, so würde ihnen alsbald viel entspannter und wohlher sein. Wozu denn eigentlich auch der ganze Krampf? Niemand denkt daran, Herrn P. P. und den Seinen die hochdeutsche Sprache aufzuzwingen. Wenn sie ihnen so verhaßt ist, so mögen sie einfach aufhören, sie zu verwenden. Sie mögen auch im schriftlichen Gebrauch sich ausschließlich des „Schwyzerdütschen“, oder da es ja eigentlich keine diesbezügliche Schriftsprache gibt, besser des Französischen bedienen. Dann wird bestimmt sie niemand mehr für das „Deutschtum“ in Anspruch nehmen. Es hat keinen Sinn, dauernd auf die Kette einzuschlagen, die an dieses heftet, sondern man muß seinen Idealen das Opfer einiger praktischer Schwierigkeiten bringen.

Allerdings wird man dann aufhören müssen, die Schweiz als das Land zu rühmen, wo drei große europäische Kulturen in Frieden miteinander leben und sich gegenseitig befruchten. Der „Schweizer Spiegel“ brachte kürzlich folgenden Leitsatz in hervorhebendem Druck: „Die Schweiz besteht nicht aus drei Sprachstämmen, sondern aus Schweizern“. Die schweizerische Dreisprachigkeit ist also etwas, das man verbergen muß, dessen man sich schämt? Man hört unter solchen klirrenden Redensarten die Sehnsucht seufzen: Ach, wenn wir doch auch ein Nationalstaat, eine völkische Einheit wären! Es ist klar, wie überraschend es solcher Einstellung sein muß, sich dann plötzlich in engster Ideengemeinschaft mit dem Dritten Reiche

zu finden. Hier tut Klarheit not; man kann nicht je nach der Konstellation einander ausschließende Positionen vertreten.

Auch in der jetzt so viel und so wenig förderlich behandelten Frage der Eingebürgerten fehlt es an dem Bewußtsein, daß bestimmte Stellungnahmen nicht friedlich nebeneinander herlaufen können, daß bestimmte Entscheidungen einmal getroffen werden müssen. Entweder es ist den Eingebürgerten bis zum Erweise, daß sie dessen unwert sind, Vertrauen entgegenzubringen — oder man muß die Einbürgerungen überhaupt unterlassen. Es gibt auf die Dauer kein Drittes. Es hat keinen Sinn, Neubürger zu schaffen, dann sie aber doch in Vausch und Boger mit Mißtrauen und Mißachtung als eine Art Ausländer anzusehen und ihnen vor vornherein jede Art von Stellungnahme gegen ihr neues Vaterland zuzutrauen. Sonst wird man es nicht ausschließlich den Neubürgern zur Last legen können, wenn einige darunter sich gefühlsmäßig wieder ihrem alten Vaterland zuwenden. Denn gerade, wenn einer den ehrlichen, ja oft leidenschaftlichen Willen hat, ein guter Schweizer zu werden, wird es ihm besonders unerträglich sein, sich auf Schritt und Tritt als Staatsbürger zweiter Klasse empfinden zu müssen, der zwar Steuern und Militärdienst zu leisten hat, im übrigen aber, ehe er nur den Mund aufgemacht hat, abschätzige Verdächtigung auf sich lasten fühlt. Wenn es unmöglich ist, daß ein Ausländer innerlich ein Schweizer wird, dann höre man aber auch auf, sich denjenigen Eingebürgerten moralisch zuzueignen, die etwas Großes und die Schweiz Ehrendes geleistet haben. Dann gehört Holbein auf dem „Höhenweg“ nicht in die Ehrenhalle, sondern zum 8. Schweizer unter die Glasglocke der öffentlichen Verachtung. (Ein englischer Intellektueller, sonst von der Ausstellung vorwiegend sehr angetan, stellte uns wegen dieser letzteren eigenartigen Leistung zu Rede; unsere psychologischen Erklärungsversuche hatten wenig Glück — und er blieb bei seinem trockenen Urteil: „Rather poor taste“.

Augusto Giacometti schrieb kürzlich in der „Neuen Zürcher Zeitung“ ungefähr, die Landesaussstellung wachse im Bewußtsein des Volkes in religiöse Bezirke hinauf, die keine Kritik mehr vertragen, so wenig wie man den Kindern ihren Weihnachtsbaum vereteln dürfe. — Ist dies wirklich eine im Ernst vertretbare Stellungnahme? Berechtigt ist darin mindestens dies, daß es geringen Sinn hat, sich heute in der Schweiz dem mächtigen Strom der Volksstimmung entgegenzustellen, auch wo seine Richtung anfechtbar ist. Das Volk hat sich zur Einheit gefunden und genießt sie. Das ist etwas vorwiegend Gutes, und in dieser Lage ist es vielleicht besser, wo nötig, zur rein immanenten Besinnung aufzufordern: Paßt dies und jenes zu dem großen Gefühl, das euch beseelt? So wird am ehesten Unrechtes überwunden, die Abweichung vom Echten auch in der Gesamtrichtung richtig gestellt werden können.

In diesem Sinne wäre z. B. die Frage zu stellen: Ist es möglich, Parteinahmen, die der Augenblick zweifellos nahelegt, hemmungslos in die Geschichte hineinzutragen und zugleich von andern Völkern wertfreie Wissenschaft, historische Objektivität zu verlangen? — Der große Bildstreifen über die Schweizer Geschichte, den Otto Baumberger für die Landesaussstellung gemacht hat, hat viele Freunde und Bewunderer gefunden. Bei seinen unbestreitbaren Verdiensten malt uns dieser Egger-Lienz-Stil die Schweizer doch zu dumpf und fanatisch im Vergleich zu dem Bild, das wir uns von ihrer Erscheinung an den Höhepunkten ihrer Geschichte gern machen würden und das auch der gewöhnlichen Anschauung von den ideellen Kräften darin besser entspräche. Was hier wichtiger erscheint — der zugehörige Text lautet über die Loslösung vom Reich: „Zuwider war den Schweizern der feile Taufsch“ (es handelt sich um die Einführung des römischen Rechts) „und die Gleichmacherei des Kaisers . . . Alemannen und Romanen warfen die Haufen des Kaisers aus den Tälern. Der gespreizte Adler zog die gerupften Schwingen ein. Die

Schweizer Bauern verstanden nicht nur Kühe zu hüten, sondern auch Rechte zu schützen“. — Der Text zur Unterwerfung der Schweiz durch Frankreich lautet: „Durch die Zerstörung der Gemeinschaft zwischen Volk und Führung ging die alte Eidgenossenschaft unter.“ — Der Unterschied springt in die Augen — allerdings nicht im Sinne des Unterschieds der Vorgänge selbst.

Hier kommen wir dem grundsätzlichen Komplex der entscheidungslosen Unklarheit besonders nahe, an dem die öffentliche Meinung der Schweiz heute in beträchtlichem Maße krankt. Man könnte ihn etwa so formulieren: Es ist nicht möglich, als den Inhalt des Schweizer Staatsgedankens die reine Menschlichkeit zu bezeichnen und diesen dann auf Grund solcher Begriffsbestimmung zu einem richtiggehenden und heftigen Nationalismus mit allen Nachteilen eines solchen auszubauen. Sondern da gibt es nur das eine oder das andere. Es ist nicht möglich, die eigene Wesensart in allen möglichen Variationen als kernige Schlichtheit, wortfarge Bescheidenheit zu definieren und dann auf Grund dieser Vorzüge in hemmungslose Ruhmredigkeit, breit ausladenden Selbstgenuß zu verfallen. Man kann wohl gegenüber Orgien barocken Selbstlobs im Ausland einmal gelegentlich mit etwas trockener ironischer Selbstverständlichkeit daran denken, daß es bei uns glücklicherweise anders, sachlicher, phrasenloser aussehe; es ist auch gut, wenn dieser Geist etwa in der Presse, grade der illustrierten, zum Ausdruck gelangt, im Sinne der Ablehnung hysterischen Helden- und Starkultes und zu Gunsten einer gut demokratischen Darstellung des Typischen im schönen Sinne. Aber da wäre sehr behutsam zuzufassen, sonst kommt nur eine Verherrlichung des Durchschnitts und ein Bramarbasieren mit dem Selbstverständlichen heraus. Eine solche Behutsamkeit ist von den illustrierten Zeitungen nicht so leicht zu erwarten, da sie sich heute wie alle kaufmännischen Unternehmungen bemühen, in dem entfesselten Strom flott zu bleiben und ihre Mühlen von der Stimmung des Tages treiben zu lassen — indem sie den Strom dieser Stimmung noch antreiben und ihm alle, vielleicht auch wohlthätigen Hemmungen forträumen. Ein Beispiel ist a t t v i e l e r. Eine dieser Zeitungen brachte zur diesjährigen Bundesfeier eine Sondernummer heraus, die zum so- und sovielten Mal dem Schweizer seine im schlichten Alltag beruhende Vortrefflichkeit in Bildern vor Augen zu führen unternahm. Ein Schneeberg wird abgebildet, davor ein Hochtourist; Text: „Mächtig gegen den Himmel ragen die Berge und lenken den Blick dem Hohen und Starken zu. Unbeugsam sind sie und unbeugsam in seiner freiheitlichen Gesinnung, in seiner Liebe zum Vaterland, ist der echte Schweizer, der in den Bergen sein eigenes Sinnbild erblickt.“ — Ein Haus wird abgebildet; Text: „Man wohnt nicht in Palästen, aber in Häusern, die an der Sonne stehen und die den Blick zum blauen Himmel und zu der heimischen Landschaft offen halten, in Häusern, um die ein frischer Wind weht und die sich in Freiheit von Geschlecht zu Geschlecht vererben.“ — Eine Familie bei Tisch: „In jeder Familie ist der gute Staat im Kleinen vorgeformt, und der Geist der Familie bestimmt in entscheidendem Maße die Einstellung zur Heimat usw. usw. Familientisch im Haushalt einer Arbeiters und Handwerkers.“ — Drei Kinder bei einem Brettspiel, von ihren Eltern befriedigt beobachtet; Unterschrift: „In der Familie findet auch der Angestellte, Beamte und Unternehmer die schönste Entspannung nach den Mühen des Tages. Das Glück im eigenen Heim macht ihm die Arbeit und Pflichten lieb, denn hier fühlt er immer wieder, wofür er sich müht.“ — Eine Gruppe Bauarbeiter, drei von viereen haben ausgesprochen mütterliche Gesichter: „Hier sehen wir den Besitzer eines großen Unternehmens im Gespräch mit seinen Arbeitern. Der zufriedene Ausdruck im Gesicht der Männer läßt darauf schließen, daß sie mit ihrem Brotherrn im schönsten Einverständnis leben.“ — Ein Mann mit geschulterter Hacke. Er ist ein Bauer und läßt zur seelisch-moralischen Untermauerung dieser Tatsache sentimentale Banalitäten los. So geht das seitenslang weiter.

Gibt es nur in der Schweiz Bauern, die ihre Scholle lieben, Berge, die den Blick nach oben lenken, nur in der Schweiz Arbeitgeber und -nehmer, die leidlich zusammenarbeiten? Wohnt man nur in der Schweiz in Häusern, die an der Sonne stehen, essen nur in der Schweiz Familien gemeinsam zu Mittag, freuen sich Eltern am einträchtigen Spiel ihrer Kinder? Wenn dieser Unfug so weiter geht, wird man vielleicht bei der nächsten Landesausstellung solche Gruppen in Wachs nachgebildet aufstellen, falls die Schweizer unter der Wirkung dieser Propaganda inzwischen vergessen haben sollten, wie schlicht, bescheiden, kernig und menschlich sie sind. Natürlich wissen jene Menschen nicht, was sie tun; aber schade, jammerschade um diese schönen Eigenschaften, mit denen es in der Schweiz wirklich etwas auf sich hat und die heute in der Welt eine gute und höchst notwendige Rolle spielen könnten.

R o n r a d M e i e r.

Bücher Rundschau

Europäische und außereuropäische Streiflichter.

Italienische Geschichte. Politik und Kunst.

Hans G. Kint: Machiavelli. Seine Geschichte und seine Zeit. Benno Schwabe & Co. Verlag, Basel 1938.

Der Verfasser des vorliegenden Buches ist, wie wir aus dem Nachwort von Arvin Broderjens erfahren, der im Oktober 1926 als Sechzigjähriger verstorbene norwegische Dichter Hans Ernst Kint. In seinen poetischen Werken schildert er die nordische Heimat und ihre Menschen, daneben aber gilt seine zweite Liebe dem Süden und besonders der italienischen Renaissance. Kint beschäftigte sich eingehender mit Uretino, Machiavelli und Giordano Bruno. Die M.-Biographie schrieb er 1916. Deutlich spüren wir die tiefe Erregung dieser Jahre. Sie gibt aber dem Buche gerade eine gewisse Kongenialität zum Gegenstande. Wir lesen dasselbe, wie wenn es heute geschrieben wäre und wie wenn wir Machiavelli unten in der Stadt antreffen könnten.

Ein Buch über M. muß jetzt von einem Neutralen geschrieben werden, Angehörige der Diktaturstaaten oder der demokratischen Großmächte würden den Florentiner uneingeschränkt zum Verfechter ihrer Sache machen wollen. M. ist überzeugter Republikaner, glühender Verteidiger der Freiheit seines Florenz und zugleich schreibt er das Buch über den Fürsten, den diktatorischen Führer, der in seinen Augen die einzige Möglichkeit darstellt, in Italien einen starken Staat aufzubauen, und der allein imstande wäre, den Boden Italiens von den fremden Heeren zu befreien. Um der Freiheit ganz Italiens willen muß der Republikaner den Tyrannen wünschen, also nicht um seiner selbst willen, nicht aus grundsätzlicher Bejahung dieser Staatsform, und der freiheitsliebende Republikaner muß zugeben, daß die Demokratie nicht immer und nicht unbedingt fähig ist, in der Stunde der Gefahr ihre Aufgabe als Staat gegenüber andern Staaten zu erfüllen. Das ist das Problem und die Tragik Machiavellis.

Kint läßt uns daselbe in ungemein lebendiger und fesselnder Weise miterleben. Der Hauptteil des Buches ist der Schilderung der Umwelt, des Lebens und der Persönlichkeit M's gewidmet. Das wirre politische Geschehen, in das M. verflochten war, trat mir bis jetzt nirgends so unmittelbar und lebendig entgegen wie bei Kint. Darin liegt die Kunst des Geschichte schreibenden Dichters. Der Historiker könnte sich nicht so sehr mit dem unmittelbaren Moment des Geschehens begnügen. Er würde die Kämpfe in Italien seit 1494, seit dem Eingreifen der europäischen Großmächte Frankreich, Spanien, Habsburg und vorübergehend auch der Schweiz, in den großen Zusammenhang der italienischen Geschichte einstellen müssen. Italien hatte sich nach dem Untergang der Stauer zur individuellen Freiheit der einzelnen Stadt, des einzelnen kleinen oder mittleren Staates erhoben, zu einem unerschöpflichen Reichtum politischer Formen und Experimente. Dieses Italien der politischen Zersplitterung konnte sich während zweier Jahrhunderte